

Die junge Welt

Herausgegeben von Josef Luitpold Stern

Band 2

Soziales Wandern

Von Max Winter

Nicht die Zahl der zurückgelegten
Kilometer bringe heim, sondern
erweiterte Einsicht in das viel-
gestaltige Leben der Menschen. Das
ist soziales Wandern!

1911

in der Wiener Volksbuchhandlung

Leopold Brand & Co.

Wohnung 177, Lumpendorferstraße 18.

Preis 20 Sch. = 20 Pf.

153195

Soziales Wandern

Von Max Winter

Nicht die Zahl der zurückgelegten Kilometer bringe heim, sondern erweiterte Einsicht in das vielgestaltige Leben der Menschen. Das ist soziales Wandern!

Wien 1911

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co.

Von Max Winter, erfahrenen Lesern und ist durch
die unterzeichnete Buchhandlung zu beziehen

Ich suche meine Mutter.

Die Jugenderlebnisse eines
einstimmigen Kindes, dessen
mütterliche Liebe durch die
Welt wandert, ist ein
W. Winter.

Das goldene Wiener

Die goldenen Wiener
W. Winter.

Wiener Volksbuchhandlung

Ignaz Brand & Co.
Ehren-Voll-Gumpenbühnenstr. 18

Von Max Winter erschien ferner und ist durch
die unterzeichnete Buchhandlung zu beziehen:

Ich suche meine Mutter.

Die Jugendgeschichte eines
eingezahlten Kindes. Diefem
nacherzählt. 110 Seiten. Ge-
heftet. Statt Kr. 1.20 nur
60 Heller.

Das goldene Wiener Herz.

96 Seiten. Geheftet. Statt
Kr. 1.20 nur 40 Heller.

Wiener Volksbuchhandlung

Ignaz Brand & Co.

Wien VI/1, Gumpendorferstraße 18.

Die junge Welt

Herausgegeben von Josef Luitpold Stern

Band 2

Soziales Wandern

Von Max Winter

Nicht die Zahl der zurückgelegten
Kilometer bringe heim, sondern
erweiterte Einsicht in das viel-
gestaltige Leben der Menschen. Das
ist soziales Wandern!

Wien 1911

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co.

„Vorwärts“, Wien V.

A53195

93622 FES27.05.77

Soziales Wandern

Einsam wanderst du über die Landstraße dahin. Langsam. Im Schlendergang. Es gefällt dir gerade so, und weil es dir gefällt, tust du es. Du hast keine Peitsche hinter dir und keinen Freund und Wandergenossen neben dir, der dich vorwärtstriebe, durch den du vielleicht unwillkürlich in Schritt gerätst, in den Schritt, der mehr auf die Meilensteine achtet, denn auf das prächtige Stück Land, das du eben durchwanderst. Du wanderst und genießest den herrlichen Tag, just so, wie es dir gefällt. Ein Gefühl der Befreiung kommt über dich — du bist dein eigener Herr.

Dort winkt ein Erlensbusch: „Komm', leg' dich ein wenig, Bursch, auf den kühlen Teppich, den ich dir gebreitet.“ Freut es dich, so hörst du das Locken und streckst dich in den Rasen und träumst ins Blaue hinauf und horchst dem Gepsätscher des Bächleins, mit dem du ein Stündlein talab marschierst, oder dem Summkonzert im Busch und um ihn, oder du gewinnst Mücke, die wundersam gefügten sechsbeinigen Flugzeuge zu verfolgen, die über deinem Kopf kreisen, spielerisch tanzen im Licht der Sonne.

Ein freier Mann, ja das bist du, wanderst du alleine. Frei und ungebunden. Ziehst du am Abend, nicht in das Städtchen ein, das dein Ziel, was macht es? Es tuts auch das Dorf, das am Wege liegt, auch eine Einschlucht abseits vom Weg. Da ist es manchmal am köstlichsten. Du verzichtest um deiner Freiheit willen auf Koffhaare und Eiderdaunen, auf den Strohsack selbst. Auch im Heu ist gut schlafen, wenn man jung und müde.

So eine Nacht in der Einsicht vergißt man nicht leicht. Sie ist köstlicher im Erleben, als tausend andere. Einer solchen gedanke auch ich. Auch mich hatte einst die Erle verführt, träumend den Tag zu genießen und über dem Genießen war es Abend geworden und bald schweigende Nacht, in der ich der Einsicht Pfaffen-schlag im Böhmerwald, dort wo Nieder- und Ober-österreich um die Grenze streiten, zustapfte. Endlich Hundegebell. Ein holpriger Weg. Undeutlich die Umrisse eines Gehöfts, eine kleine Wegbiegung und freundlich winkt ein matt flackernder Schein durch ein Fenster. Der Hund hat mich gestellt und kläfft und knurrt, daß es mir angst und bange wird. Keinen Schritt vor, keinen weiter . . . so bellt er mir zu. Drinnen in der Stube sehe ich Umrisse von Menschengestalten. Sie scheinen um den Tisch zu stehen. Das Abendbrot ist vorüber . . . sie danken dem Herrn. Jetzt schlagen sie das Kreuz.

„Bauer!“ rufe ich in die Nacht. „Bauer!“

Um so wütender springt und kläfft der Hund. Endlich fnarrt die Tür. Erlösung!

„Bauer!“

„Was wollt's denn?“

„Könn't i bei Ent übernachten?“

„Was seid's denn nit früher kema?“

„I hab mi' vergangan.“

Noch immer bellt der Hund. „Rscht, Flock!“ so besänftigt ihn der Bauer und zu mir: „Seid's wohl aa a orndtlicher Christenmensch?“

„Wohl, Bauer!“ sage ich so treuherzig, als ich es zuwege bringe.

„Habt's enfern Ausweis?“

„Ja, Bauer.“

„Na, dann is' recht. Rimmt's 'rein in d' Stuben.“

Nun war ich drinnen. Eine Bauernstube wie hundert andere und doch etwas anders. Der große Rachelherd mit der Ofenbank, der schwere Tisch in der Ecke, längs den Wän-

den beim Tisch die Bank, an den Zimmerseiten des Tisches Stühle, ein Bett in der Stube, kleine Fenster, fest geschlossen — alles so wie in hundert anderen — nur das Licht war anders. Bis in diese Einsicht war noch nicht das Erdöl gedrungen, in einer Rachelritze stat ein Span und der brannte und der gab der Stube ihr flackerndes Licht. Ein Rienspan. Wir schrieben damals 1895.

Ein seltsam Geleuchte. 100 Schritt abseits gurgelt ein Bach vorüber. In der Schweiz war ich zehn Jahre später in einem ganz ähnlichen Bauerndorf, auch abseits vom großen Verkehr, aber der Bach, der an dem Dorf vorüberkam, hatte den Rienspan längst verdrängt, der auch hier einst brannte. Ein Glühlicht erhellte die Stube.

Damals glaubte ich beim Urgroßvater zu Gaste zu sein. Ich schaute und schwieg, wie die um mich, die auch nur schauten und schwiegen. Der Knecht, der mit seiner Pfeife am Tische saß, der Bauer beim Ofen und zwei Kinder.

Die Bäuerin sah den Touristen an, der so hereingeschneit gekommen war.

„Habt's an Hunger?“

„Wohl, Bäuerin.“

„Seht's Ent!“

So saß ich an dem Tisch und schaute auf das Flackern des Spans.

Dann kam die Bäuerin mit einer irdenen Schüssel und darin die Rahmsuppe, und einen mächtigen Brotslaib schob sie vor mich hin, und ein Messer legte sie dazu.

„G'egen's Gott!“

Mein Hunger hat es gesegnet. Die saure Milchsuppe — sonst nicht mein Geschmacl — wie hat sie mir hier gemundet und wie gut das Brot, das ich in Brocken in die Suppe schnitt.

Dann ins Bett.

Bett! Des Bauers Töchterlein, ein Kind, wies mir den Weg zum Heuboden. Eine Steiltreppe hinauf.

„Macht's koa Licht!“, war des Kindes Mahnung an den Fremden und schon stieg ich die Treppe hinauf und tappte mich zum Heu und Minuten später lag ich und schlief und träumte von Urgröfvalers Rienspan, der noch immer nicht erlöst ist vom Menschendienst.

Ja, so kann's dir gehen, junger Freund, wenn der Wegweiser an der Straße deine Landkarte ist, der Bach dein Weggefährte, der Busch aber dich lockt zu träumerischem Verweilen.

Freut es dich, Menschengesellschaft zu haben, du findest ihrer genug. Gerne geht der Knecht, der eben des Weges kommt, ein Stück mit dir und fängst du es nur vorsichtig genug an, von seinem Leid zu reden, so kannst du auch auf der Landstraße reiche Blicke in das soziale Leben der Menschen tun. Auch der Bauer steht dir gern Rede über seine Frucht, und liegt das Feld am Wald, so auch über den Grafen und Fürsten, der sein Grenznachbar, und dessen Hirsche und Hasen nicht selten die besten Abnehmer des Krauts sind und der Lehren, kaum sie noch goldig reif sich wiegen. Ja, rede mit dem Bauern, mit dem kleinen Pächter, mit dem herrschaftlichen Waldknecht.

„Das is inder Glend, die Hirschen...“, so hub der Schwarzenberg'sche Holzknecht von Schattawa an, den ich Tags darauf, oder zwei, drei später an der Arbeit traf, und dann wies er mir die Spur der Hirsche. Die Kornähren waren abgefressen, anderes Korn war gar nicht so weit gekommen, und in den Krautfeldern hatten die Hirsche abgefressen, was der „Wurm“ — die Weißlingraupe — noch nicht aufgezehrt hatte.

Und der Hirsche an den Grenzen des Urwalds werden immer mehr und der Ernteertrag immer geringer. Da ich dem Mann in der blauen Barchenthose vom Zusammenfluß rede, davon, daß die Bauern geeint gegen den Fürsten zu Felde ziehen sollen, sagt er verzweifelt: „Ja, mei! der Fürscht hat uns ja ganz in der Hand.“ Dann

aber wird er gesprächig. Es ist ihm noch nicht oft begegnet, daß ein Stadtherr so mit ihm sprach. Von Haus und Hof kann der Fürst sie wegtreiben. In Schattawa gibt es keine freien Bauern. Das sind Holzknechte, die der Fürst dort ansiedelte, damit seine Hirsche ein Nachtmahl haben. Das ganze Dorf gehört dem Fürsten, wie es liegt und steht. Jeder Stein, jeder Halm ist sein, und für 25 Strich Feld zahlt der Holzknecht sechzig Gulden Jahrespacht. Baut er alles mit Korn an und hat er die beste Ernte, so ist der Ertrag für den Strich drei Gulden fünfzig Kreuzer, für 25 Strich also etwa achtzig Gulden, und sechzig Gulden ist sein Pacht. Wie aber, wenn die Hirsche recht hungrig sind? Wenn ihnen der Forst das nicht bietet, was sie zur Erhaltung brauchen, wenn sie Abend für Abend auf die Felder von Schattawa äßen kommen? Wenn sie drei Viertel wegfressen, dann arbeitet der Holzknecht schon im Defizit, dann zahlt er sechzig Gulden Pacht für zwanzig Gulden Ernteertrag. Und so ist's Jahr für Jahr und so will es der Fürst, denn bei schmaler Ernte ist der Holzknecht auch im Winter gefügig. Da muß er ins Holz gehen, in fürstlichen Taglohn, damit er den Pacht erschwinde und seine Milchsuppe, seine Erdäpfel. Speck (Selchfleisch) kommt so fast nie auf seinen Tisch.

Aber einmal haben sie sich doch besprochen und wollten energisch Wildschadenersatz verlangen. Schneller ritten die Boten des „Herrn Oberförsters“, der im einzigen wohnlichen Haus in Schattawa „residiert“. Und eh' die Knechte noch mit ihren Forderungen kamen, hatte der „gnädige Herr Förster“ den Pacht erhöht. Dennoch (!!) forderten die Knechte ihr gutes Recht — zaghaft freilich, und der „gnädige Herr Förster“ hatte leichtes Spiel. Er hörte wohl kaum die Klagen. Er sieht ja das Bild der Verwüstung täglich vor sich. Da hilft nur Kleinmachen, die Zaghaften noch zaghafter machen. So wettert er denn: „Wohin denn mit der Welt? Wildschadenersatz! O ihr sündiges, undankbares Volk!

Haus und Hof schenkt euch der gnädigste Herr, unsere Durchlaucht, und ihr wollt's ihm noch Geld erpressen? Himmelkreuzsakra-bombenelement . . .!“ Den Bart streicht er dabei, und polternd geht er in seinem Amtskloak auf und ab. Bitternd stehen die armen Knechte vor „dem Zorn des Herrn“. Dann aber wird er wieder der gnädige Vater und läßt seine Kinder wieder zum Handkuß zu. Wenn sie nie mehr wieder mit einem so sündigen Gebitt' kommen wollten, möchte er ihnen diesen Fehltritt schon nochmals verzeihen und auch den Pacht für diesmal beim Alten lassen.

Sie rückten verlegen die Hüte in den Händen, als sie wieder draußen standen auf der Dorfstraße. So arm wie früher, aber viel gedrückter noch — die fürstlich-fürsterliche Gnade lastete auf ihnen. Sie fühlten es, daß sie eben von neuem betrogen worden waren, daß sie von neuem sich dem fürstlichen Ausbeuter, dem König des Böhmerwaldes, unterworfen auf Gnad' und Ungnad', daß sie nun werden weiterhungern müssen.

Abends gingen sie wieder hundemüde von der Tagesarbeit hinaus auf ihr Feld zur Hirschwacht. Steine hatten sie im Sack, die Faust ballten sie, und als das äsende Wild in ihren Bereich kam, da flogen die Steine mit Wucht gegen die unschuldigen Räuber, die vom Walde her in Rudeln kamen, ihren Hunger zu stillen. Der fürstliche Jagdherr sorgt für sie nur im Winter. Wie die wilde Jagd stoben sie auseinander und über Zaun und Hecke weiter. Heute waren die Bauern wild. Der ganze Ingrimme richtete sich gegen die unschuldigen Tiere — den Sack schlägt man, den Esel meint man. Auf die Hirsche werfen sie die Steine . . . meinen sie den Fürsten?

Das alles und noch manch anderes erzählt der Mann in den blauen Hosen, und wie ich ihm sage, daß ich diese Geschichten schreiben werde, da drückt er mir warm die Hand. Wir schieden als Freunde.

Ein anderes Bild. In das Gurgeln und Murmeln des Baches mengen sich dumpfe Töne. Schläge. Deutlicher und stärker wird das Hämmern, ein Mühlgang zweigt ab und nun weißt du auch schon, woran du bist. Der Bach ist zum Helfer der Menschen geworden. Ein schier verfallender Steinbau. Die breiten Torflügel offen. Der Blick in die Hölle. Rauchscharze Wände und glühende Feuer und vor ihnen beruhte Menschen. Du schautst und schautst und findest lange nicht den Keim dazu. Drei Hämmer, wirkliche Hämmer, so wie die Handhämmer, nur riesengroß in den Maßen, strecken aus der Wand ihre Stiele, lange, mit Eisenschienen beschlagene Hartholzbalken, und tanzen, von einer unsichtbaren Riesenhand geschwungen, auf den Ambossen auf und nieder und so, als kennten sie keine Rast, immer wieder auf und nieder, ohne Not, wenn auch der feuerbraune Mensch, der vor dem Amboß sitzt, gerade kein glühend Ding dazwischen schiebt. Eine Messerschmiede? Nein, das ist kein Messer, das ein anderer Feuermensch dort eben aus dem Glutbrande zieht und durch die Luft schwingend zum Hammer trägt — ein glühender Türsensäbel weit eher denn ein Messer. Geschwungen die Klinge und breit der Rücken — da, noch ein Bart daran — nun kennst du das Ding, halb Schwert, halb Messer, die Sense. Und der Sensenhammer singt weiter sein Lied . . . Keine Rast kennt der Bach, keine Rast der Hammer! Weiter! weiter! klopf der Nimmermüde, weiter! weiter! in ewiger Hast, so lange draußen die Wässer die Turbinen füllen und den Hämmern die Kraft geben, ihr zweistimmiges Lied zu singen, das Lied vom Sensenschlagen und Menschenplagen. Weiter! weiter! der eine, Dufaten! Dufaten! der andere. Für jeden klingt aus dem Hammer der Text, für den Sengschmied wie für den Gewerken.

Sengschmied — das ist der Titel sozialen Aufstieges. Es ist noch nicht so lange her, da waren sie noch „Schmiedeknechte“ geheißten, oder kurzweg Knechte, und vor wenigen Jahren noch war ich zu Johann einmal Zeuge eines Knecht-

martes in Kirchdorf in Oberösterreich, zu dem die Knechte aufgetrieben wurden, wie anderswo das Vieh und bei dem um sie gefeilscht und gehandelt wurde, wie anderswo ums Vieh. Der Prozeß vom zünftigen Knecht bis zum modernen Lohnarbeiter hat sich heute noch nicht vollzogen, und in manchem stillen Alpental in Steiermark, Ober- und Niederösterreich, Kärnten und Tirol kannst du neben den Hämmern noch die Burschenhäuser finden mit ihren engen Stuben. Rede nur ein teilnehmend Wort mit diesen Menschen und sie führen dich in ihre Pserche, ganz rückwärts in dem engen, feuchten Tale, dessen stürzend Wässerlein dem Hammer die Kraft gibt zu seinem Lied, den Schläfern aber dumpfe, feuchte Stuben, in die nie die Sonne scheint, die sonst alle begnadet. Schau einmal diese Stuben, gehe nicht daran vorüber, diese Stuben, in denen zur Winterszeit der Tau der Wände gefriert und kleine Eisberge an den Fenstern lagern. Horche auf die Knechte, schau ihr Leid und höre ihre Klage, und du wirst sehen, wie wahr diese Bezeichnung ist, überkommen aus dem patriarchalischen Einst. Es gab vor drei Jahren noch Schmiedebetten, die nur viermal des Jahres frische Wäsche sahen, und in einer Knechtstube in Oberösterreich, dem Speise- und Erholungsraum der Schmiede nach getanem Tagewerk, sagte mir ein alter Schmied auf die Frage, seit wann diese Wände nicht geweißt seien: „Seit Christus, der Herr, auf der Erde gewandelt . . .“

*

Warst du schon in einer Webstube? An der holprigen Dorfstraße im mährisch-schlesischen Grenzland tritt in ein beliebiges Haus, tappe dich durch den finsternen Flur und drücke, dem Klang nachgehend, eine Schnalle. Die Tür ist offen. Nur schwaches Licht strömt dir entgegen. Ein mächtiges Gerüste ist vor die Fenster gerückt. Das Geplapper des Webstuhles erfüllt den Raum, so sehr, daß dich der Weber gar nicht hört. Mit Händen und Füßen arbeitend, sitzt er auf dem schmalen Brett, schier eins mit dem Stuhle. Erst

wenn du ganz an ihn heran bist, gewahrt er dich. Ein freundlicher Gruß und du hast ihn gewonnen. Sage ihm, du hättest noch nie einen Webstuhl gesehen, noch nie einen Weber an der Arbeit und du kannst sicher des Willkommens sein und eines Führers in dieses neue Reich menschlichen Leides.

Auf deine Bitte setzt er gern die Arbeit fort und nun hast du Zeit, dich umzusehen. Die Stube ist kaum vier Meter im Geviert. Zwei meterhohe und ellenbreite Fenster geben dem Weber das Licht zu seiner Arbeit, die jetzt seine ganze Aufmerksamkeit erfordert. Er arbeitet schnell, um dir eine gute Leistung vorzuführen. Der ganze Körper ist in Bewegung. Auf der Weberbank sitzend, stößt er mit der Rechten die schwere Lade vor und zurück, die den „Schuß“ festigt; die linke Hand führt die Kreuzschnur, mit der er die „Schützen“ einmal von links nach rechts und dann wieder zurückreißt; mit den Füßen tritt er die Hebel, die sein kompliziertes Werk im Gang erhalten, und seine Augen tanzen auf dem Gewebe hin und her. Aengstlich achtet der Mann darauf, ob nicht ein Faden gerissen ist. Je schlechter das Garn, desto häufiger sind diese zeitraubenden Zwischenfälle. Dann verstummt auf kurze Zeit das Getöse . . . Das Anschlagen der Lade, das Geräusch der Räder, auf denen die Kreuzschnur läuft, das kurze Aufschlagen der Schützenbolzen, das Sausen, wenn die Schützen die Ketten queren, das Klappern der Tretvorrichtung, das Läuten der tausend eisernen Plättchen, die den „Zeug“ — eine Art Kamm aus Fäden, durch den die Kette gleichmäßig läuft — straff erhalten, das Wechzen des Garnbaumes . . . das ist die Musik des Webstuhles. Sie wird noch verstärkt durch das Surren der Spulräder, die die Kinder und Großmütter handhaben, durch das monotone Klappern und Schnarren des Scherrahmens, auf dem die Kette geschweift wird.

Der gerissene Faden ist wieder angedreht oder die Schußspulen sind in den „Schützen“ wieder ausgewechselt,

und schon wieder arbeitet der Mann mit maschinenartiger Gleichmäßigkeit weiter. Er webt und webt tausend trübe Gedanken hinein oder summt im Rhythmus des Webstuhls ein Lied, das er sich gar oft selbst komponiert und dichtet.

Wir lassen ihn allein mit seinem Denken und Empfinden und sehen uns in der Stube um. Den größten Raum nimmt der Webstuhl ein. Links neben der Tür steht der Kachelofen, auf den allerlei Geschirr gestellt ist, rechts ein Bett. Es ist das einzige im Zimmer. Die schmierige Wäsche bezeugt uns, daß der, der aus dem Garn das Linnen webt, selbst zu wenig Leinen hat, um das Bett öfter überziehen zu können. Ein kleiner Tisch füllt die vierte noch freie Ecke aus, und wo sonst noch Platz ist, steht das Spulrad, liegt Garn oder fertige Ware. Zwei Schemel und ein Sessel vervollständigen die Einrichtung der Stube.

Sie dient drei erwachsenen Menschen und einem dreizehnjährigen Mädchen als Wohn- und Schlafräum, als Werkstatt und Küche. Die Mutter und Tochter schlafen im einzigen Bett. Großmütterchen, eine Achtundsiebzigjährige, macht sich ihr Lager auf dem Erdboden zurecht, und der Ernährer, der Weber selbst, schläft dort, wo er sich den ganzen Tag über plagt und rackert — auf der Bank des Webstuhls. Sie ist kaum 30 Zentimeter breit. Seine Müdigkeit sorgt dafür, daß er nicht unruhig schläft, sonst wäre diese Bank ein gefährliches Nachtlager. „Im Winter ist's fürchterlich!“ klagt der Mann. „Mer kann tee Fenster nich aufmachen, will mer nich derfrieren... un' 's Holz is teuer.“

Jetzt wird die Alte lebendig. Bisher hatte sie mich kaum beachtet. Auf einem Schemel sitzend, wand sie Spule um Spule auf und häufte diese in einem Körbchen, das neben ihr stand. „Der Winder is streng. Tut mer de Adepl (Erdäpfel) in Keller, derfrier'n se oft und sin dann nich zu genießen. Bei der Waberei ist's grad, daß dar Mensch nich derhingert dabei. Ich bin schon 78 Jahre alt, aber so schlacht ist's no nie gan' wie jetzt.“

„... Aber Mutterl, nur nicht verzweifeln,“ wirfst du ein, und um zu sehen, ob das Glend die Leute denken gelernt, fügst hinzu: „Gott im Himmel wird Ihnen schon helfen.“

Da richtet sich die Alte auf, und es sprudelte nur so hervor: „Der alte Gott labt ja noch, aber er hilft nisch. Da kinn mer den ganzen Tag baten und baten, und er wird nich kommen und wird mer a Brot schneiden, wenn ich mer's ward nich verdienen. Und er wird nich Holz gäben und Zins und nich Lebensmittel zahlen.“

Das sagt eine Achtundsiebzigjährige, eine Frau, die ein Schulkind der Zwanzigerjahre des vorigen Jahrhunderts ist, da es außer dem Katechismus kaum ein Lehrbuch gab! „Der alte Gott labt ja noch, aber er hilft nisch, wenn mer sich nich selber hilft.“ Wie viel Glend, armes Mütterchen, muß über dich gekommen sein, wie viel Gebete mußt du vergebens zum Himmel gesendet haben, ehe du den Glauben an die Hilfe Gottes verloren hast. Noch sagst du in kindlichem Glauben, daß Gott lebt... aber du weißt, daß er den Menschen nicht hilft, nicht helfen kann. Aus dir spricht die Erfahrung des Glends, das immer wieder mit Gott vertröstet, auf Gottes Hilfe verwiesen wird, und dem die Menschen nicht helfen, das sie im Gegenteil sich zunutzen machen. Aus dir spricht die Erfahrung des Glends, das das Wohlleben der anderen bedingt.

Nun wird auch der Weber gesprächiger. Er erzählt, daß ihm der Sternberger Fabrikant, für den er roboten muß, für 45 Ellen 1 Gulden 80 Kreuzer Lohn zahlt, wovon noch 24 Kreuzer für Trägerlohn, Stärke, Spulen, Spitz (Talg) u. s. w. abgehen, daß ihm also 1 Gulden 56 Kreuzer reiner Lohn bleiben für eine Arbeit von 60 bis 70 Stunden. Das ist für vier bis fünf Arbeitstage zu je 14 bis 15 Stunden. Der Weber hat also für eine harte, Körper und Geist anstrengende Arbeit einen Stundenlohn von knapp 5 Hellern.

Diese Ziffern erklären die Sprache der alten Frau. Sie lassen es begreiflich erscheinen, daß selbst solche zur Frömmigkeit und Gottergebenheit förmlich vorausbestimmte Menschen zu solchen fast revolutionären Anschauungen kommen.

Die Frau des Webers und sein einziges Kind befam ich nicht zu Gesichte. Sie waren draußen auf dem Felde bei der Erntearbeit.

Es ist der Webersfamilie beste Zeit. Die Frau verdient im Taglohn doch einige Sechserln, das Kind verdient auch — der Weber kann es dann mit der Tagarbeit genug sein lassen. Er kann sich abends, wenn das Dämmerlicht in die Stube schleicht, auf die Bank hinsetzen.... Dann gleitet sein Blick über die schmutzige Dorfstraße hinweg zu den bewaldeten Höhen hinauf.... er sinnt und spinnt die ernstesten Gedanken fort, die er tagsüber in jedes „Tüchtele“ eingewebt, er rechnet im stillen aus, wieviel sie in der Erntezeit auf den „Zins“ werden zurücklegen können, der seine qualendste Sorge bildet — 32 Kronen jährlich sind ein Heidengeld, und von der Weberei wär's nicht möglich, sie zu zahlen. Das Holz geht zu Ende. Der dunkle Forst da oben erinnert ihn daran. Er denkt daran, daß nun bald wieder die Zeit kommt, wo er sich dem Förster auf einige Tage harter Waldarbeit wird verdingen müssen, um dadurch die Erlaubnis zu erkaufen, in einer ihm zugemessenen Parzelle das Dürholz zu sammeln. Geld hat er keines, also muß er „beroboten“ gehen. Er muß Tagelöhnerarbeit leisten, die ihm mit 80 Hellern Lohn im Tag verrechnet wird. Er fühlt es, wie sehr er benachteiligt ist von der reichen Herrschaft, der alle Wälder rings im Umkreis gehören, aber er weiß nicht, daß eine rationelle Forstwirtschaft das Dürholz entfernen muß, soll sich der Wald kräftig entfalten; er weiß nicht, daß er dem Förster zweimal Robot leistet... einmal bedungen als Preis für das Dürholz, und das zweitemal, indem er sich seinen „Lohn“ einfassiert, das heißt, indem er das fast wertlose Dürholz wieder mit

harter Mühe sammelt; er weiß nicht, daß er für nahezu wertloses Holz zweimal, und zwar jedesmal einen viel höheren Preis zahlen muß, als der für gutes Brennholz zahlt, der über Barmittel verfügt. Er fühlt es aber, und er ist auch auf die ausübenden Organe der Waldherrschaft, auf den Förster und seine Heger, nicht gut zu sprechen. Dennoch denkt er gern an die Zeit des Holzeinbringens... ist es doch die einzige Zeit im Jahre, wo er nicht wie ein Galeerenstrafe an seine Weberbank gefesselt ist, wo auch er einige Tage in freier Natur zubringen kann.

Sein Weib kommt. Schweigend sitzen die Geplagten lange nebeneinander. Finster ist's geworden und kühl streicht die Höhenluft zu Tal. Sie rücken näher aneinander. Ihre Körperwärme teilt sich ihnen mit... sie haben sich gefunden in selbigem Vergessen ihres Elends. Und im Vergessen vergrößern sie es gar oft.

*

Und weiter hinein ins schlesische Land. Da sitzt du mittags im Garten des Dorfwirtshauses bei deiner Wurst und deinem Brote. Auch hier bist du nicht allein. In der Regelbahn sitzt ein betrunkenener Musikant und stiert mit gläsernen Augen auf einen weinenden Knaben, der die Bank mit ihm teilt. Zwischen beiden steht ein „Sechzehntel“-Fläschchen wasserheilen Branntweins, dem der Alte fleißig zuspricht. Nach jedem Schluck redet er von neuem auf den Knaben ein.

„Also wirst du mir heilig versprechen, daß du lernen wirst? Wie ich so ä Bu' war wie du, hab' ich mir schon allein mein Geld verdient, da bin ich mit der Geige in die Gasthäuser spielen gegangen und du, du dumme Bu', kannst gar nisch, liegt deinem Vater in dem Sack und willst nicht lernen... du, ich erschlag' dich... du, der Bu' von ein'm so berühmten Musiker... geh' fort, lauf' ihr nach, deiner Mutter, geh' zu ihr, geh', geh'... ich erschlag' dich, Hund, verfluchter... bist nicht wert, daß ich dich erschlag'“...

So geht es fort in häßlichem Lönen, bis er wieder einen Schluck macht.

„Da trink', Bestie!“

Er reicht dem Zwölfjährigen die Schnapsflasche hin.

„Du willst nicht? Trink', sag' ich dir', trink' oder ...“

Er holt mit der Hand zum Schläge aus ...

Der Knabe greift nach der Flasche. Die Tränen laufen ihm über die Wangen, während er trinkt. „Trink' aus und hol' a frisches. Hast a Geld?“

„Ja, ja!“ Und schon läuft der Junge, froh, aus dem Bereich des Trunkenboldes zu sein, der nun dumpf vor sich hinsfirt.

Die Wirtin erzählt dir später, daß dem Musikanten am Tage vorher sein Weib durchgegangen sei, und daß er seither laufe und den Knaben für alles verantwortlich mache.

In das Schicksal anderer schlesischer Kinder schauft du im Tale der Biela: Steinklopferkinder auf der Straße von Waldenburg nach Thomasdorf, die sich längs der Hänge des Altwatergebirges hinzieht. Drei zehnjährige Knirpse schlägeln am Rand der Straße Schotter. Der kräftigste handhabt den langstielligen Hammer, den er stehend über seinen Kopf schwingt und dann auf einen Stein oder niederfallen läßt. Oft muß er vier-, fünfmal hinschlagen, bis der Block entzwei ist. Die anderen zwei sitzen auf Schotterhäufchen — vor sich größere Stücke, die sie zerkleinern und dann auf den großen Haufen werfen, der zwischen ihnen bereits aufgeschichtet liegt. Die Lohnverhältnisse dieser „Arbeiter“ sind leicht zu erheben. Sie bekommen für den ganzen Haufen 2 Kronen 40 Heller Lohn. Wie lange sie brauchen?

„Es kommt schon vor, daß größere Bub'n in drei Tagen fertig werden, wann sie sehr fleißig sind.“

„Wie lange braucht denn ihr?“

„Fünf bis sechs Tage“, sagt der größte nach eigenem Bestimmen.

„Und wie lange arbeitet ihr täglich?“

„Von früh bis abends.“ Von 6 Uhr früh bis

7 Uhr abends, sagen sie nach genauerem Fragen. Mittag halten sie eine Stunde Rast. Also: Arbeitszeit zwölf Stunden und dafür ein Lohn von 13 bis 16 Hellern. Das sind die Erwerbsverhältnisse der Steinklopferkinder im Hungerland Schlesien. Das ist der Preis, den die armen Eltern dieser noch ärmeren Kinder dafür erhalten, daß sie die Erlaubnis zum Himmorden ihrer Kinder geben. Die Kinder selbst erhalten für ihre Arbeit nur ungenügende Nahrung.

*

Und wieder der gurgelnde, murmelnde Bach und wieder die Straße. Diesmal ziehst du dem Bach entgegen, der Höhe zu, einer Höhe, mit der der Mensch seit Jahrtausenden ringt, zu der er Riesenstufen geschlagen hat, kostbaren Reichtum zu heben, der hier schlummert: zum steirischen Erzberge. Jahrtausende dient er schon den Menschen und für Jahrhunderte langt noch sein Schatz. Freilich mußte erst das Schießpulver erfunden werden und im Laufe der Jahrhunderte das ganze zerstörende Gefolge von Sprengstoffen, und die Dampfmaschine mußte erst das Berkehrswesen revolutionieren und die Menschheit vom Handzum Maschinenbetrieb führen, ehe es möglich war, zehn Millionen Meterzentner Erz in einem Jahre (1903) aus dem Berge zu holen, und ehe die technischen Bedingungen gegeben waren, diesem Bedarfe zu genügen. Heute sind sie da. Dampf und Elektrizität, Dynamit und Rhegit stehen im Dienste des Menschen und dreimal im Tage poltert's und tobt's am Erzberge, daß er schier in seinen Grundfesten erzittert, und aus hundert Wunden, die dem Berg der Mensch geschlagen, schleudert das Dynamit die Steine, die prasselnd und großend niederfallen. Unweit des Barbarahauses ist der Auslug, von dem aus man das grandiose Schauspiel einer Sprengung miterleben kann. Der ganze Etagenbau liegt vor uns. Eine mächtige Freitrepppe für Riesen, Stufe

um Stufe hinansteigend bis zur Waldzone ganz oben. Dahinter aber baut sich majestätisch der Reichenstein auf, der Jahrtausende schon zusieht, wie die Menschen seinem kleineren Nachbarn an den Leib rücken... Auf den Stufen stehen Häuser und Hütten, liegen Geleise und darauf ziehen Maschinen die Erzwagen. Ein Riesenspielzeug! Und überall sind Menschlein... Bis hinauf sieht man ihre Ameisenschwärme, ruhig ihrer Arbeit folgend. Da himmeln dreißig helle Schläge durch die Luft. Die Ladung beginnt. Auf allen Seiten hören sie's und wer weiter weg ist von dem schützenden Stollen oder von der Hütte, der sei gewarnt. Wenige Minuten und es ertönt das zweite Zeichen. Zwanzig Schläge auf die Metallplatte künden, daß nun gezündet werden soll. Da kommt Leben und Bewegung in die Ameisenschwärme. Wie alles läuft, dahin, dorthin, jeder unter ein schützendes Dach oder in die kühlen, wassertriefenden Stollen. Es war auch hoch an der Zeit. Rasch leitet der Zündfaden den Brand weiter — Minuten, vielleicht nur Sekunden, und schon schießen da und dort, oben und unten, in der Mitte, rechts und links weißlichgraue Wölkchen aus dem Berge und gleich darauf dröhnen die ersten Schüsse ans Ohr, bis eine wahre Kanonade die Luft erfüllt und, oft zurückgeworfen, langsam in den Bergen vergrüllt. Der Mensch hat dem erzenen Riesen ein Scharmüzel geliefert. Tausend solcher Angriffe im Jahre und die zehn Millionen Meterzentner Erz sind dem Berge abgewonnen. Und das geht Tag um Tag so, Jahr um Jahr. Etagen verschwinden, andere erstehen, das Gesamtbild kaum ändernd, und noch Jahrhunderte hindurch soll der Erzberg seine zehn Millionen alljährlich liefern, bis der ganze Schatz gehoben.

Das ist der Erzberg und sein Schatz!

Und die Menschen, die ihn heben? Arm sind sie, bettelarm. Knappen nennt sie die alte Bergmannssprache und Uniformen, Mummenschauz und alter Festgebrauch scheid sie auch innerlich länger als andere einst auch zünftlich organisierte Arbeiterschichten von der großen Armee der Ar-

beitenden. Bis in unsere Tage hinein läßt sich diese Erscheinung nachweisen. Kaum eine zweite Schicht hält so konservativ an alten Ueberlieferungen, Gewohnheiten, Gebräuchen und Anschauungen fest, kaum eine zweite Schicht ist so schwer sehend zu machen als das Grubenproletariat. Da schufteten sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend in steter Gefahr, und abends friechen sie in den elenden Holzbaracken unter, welche die Alpine Montangesellschaft großmütig Knappschaftshäuser nennt, des bergmännischen Wortes wegen, dessen ursprüngliche Bedeutung im Laufe der Jahrhunderte verloren ging, die aber heute weit klarer und genauer den Begriff umschriebe. Der Knappe war Knecht. Knappschaftshäuser — Knechtschaftshäuser... wer wollte leugnen, daß man dadurch der Wahrheit viel näher käme?

Man muß nur in diesen elenden Buden gewesen sein, in diesen schmierigen, überfüllten Brutstätten allerlei Ungeziefers, um das zur Inschrift auf einem alten Palast in Bordenberg mißbrauchte Wort des Psalmlisten ganz zu verstehen:

„Herr, wie groß und herrlich sind deine Werke, du hast alles weislich gemacht. Die Erde ist mit deinen Gütern erfüllet.“

Jawohl. Schätze hat genug die Erde, aber nicht für die, so sie heben, sondern für die Mächtigen, die sie heben lassen. Für die Knechte des Erzberges, die zehn Millionen Zentner im Jahre heben, hat man nicht einmal halbwegs menschliche Wohnungen. Da ist gleich die Schachthütte auf der Lindemann-Etage. 12 Meter lang, 6 Meter breit und kaum 3 Meter hoch ist der Raum, der 20 bis 24 Maurern und Steinhauern als Schlaf- und Wohnraum zugewiesen ist, in dem sie ruhen, in dem sie über den primitivsten Bettstellen ihr ganzes „G'schlamp“ hängen haben, ihre nassen Kleider, ihre stark dunstende Wäsche, ihre Stiefel. Dabei hat aber der einzelne 9 bis 10-8 Kubikmeter Luftraum, weniger also als der Sträfling, den die

Gesellschaft seiner Freiheit beraubt. Das ist ihr Anteil an den Gütern, mit denen die Erde erfüllt ist. Auch schlechtes Wasser haben sie. Wohl ist eine Zuleitung zur Lindemann-Etage, aber die Arbeiter klagen: „Wenn zur Maschinenreinigung Wasser gebraucht wird, kriegen wir keines. Haben wir Durst, dann müssen wir das Wasser aus dem Trog trinken, wo sich jeder wäscht und wo auch die Kübel ausgewaschen werden. Das sieht kein Gendarm und Bezirkshauptmann; wenn wir aber eine Versammlung abhalten, da sind sie da . . .“

Oder die Schweinerei mit dem „Koststöckeln“, die sich die Alpine Montangesellschaft wohl auch als Wohlfahrts-einrichtung zugählt. Da trete ich zum Beispiel — abseits vom erlaubtem Wege, der, wie es scheint, geflissentlich an so viel Interessantem vorbeiführt — in die Dreikönighütte Nr. 172. Fauliger Gestank schlägt mir entgegen und ein Heer von Fliegen umsummt mich. In der Mitte des Raumes, den ich betrete, stehen mehrere Herde, darauf eine Menge Töpfe. Ich bin in die „Küche“ geraten. Einer hantiert mit den Häfen in der Hitze des Herdes. Der Koch. Er kann sich kaum der Hitze und der Fliegen erwehren. Ich frage ihn nach der Ursache des fauligen Gestankes.

„Das kommt aus den ‚Koststöckeln‘.“

Dabei zeigt er auf die kleinen Kästchen, die sich längs der Wände hinziehen. Jeder Arbeiter hat eines und jeder bewahrt sich darin seine Einkäufe für die Woche auf: das Fleisch, den Speck, das Fett, das Mehl, die Hülsenfrüchte, den Reis, die Gemüse und Zwiebel, das Brot, alles funterbunt durcheinandergeworfen, in schmierigen Säcken, in fettig-blutigem Papier, in ungewaschenen Häfen oder auch bloßfliegend, den Fliegen zur Brutstätte.

Der Koch merkt den Ekel und denkt sich wohl dazu sein Teil.

Ein anderer aber ruft mich zum Zeugen des Knappen-elends auf: „Schauen S' nur, Herr! Was wir fressen müssen, ist ein Graus!“

„Laden Sie den Herrn Direktor dazu ein! Vielleicht wird's dann besser!“

Der Arbeiter lacht verlegen. „Der kommt nicht“ . . . sagt er endlich.

„Darf ich ihm die Einladung überbringen?“

„Ja, er soll nur kommen, wir werden ihm was auflocken, daß er staunen wird, wo wir bei solcher Kost die Kraft zu unserer Arbeit hernehmen.“

Glück auf! Herr Direktor! Sie sind eingeladen. Vielleicht nehmen Sie sich die Knappenkapelle zur Tafelmusik mit . . .

Und die Löhne? Fragt doch diese Sklaven darnach, und ihr werdet begreifen, warum sie den Berg mit seinem reichen Schatz den Hungerberg heißen.

*

Und wieder zu Tal. Ueber den Präbichl hinunter, dort, wo sie das geröstete Erz zu Eisen schmelzen, wo ewige Feuer glühen und Tag und Nacht die Hämmer pochen. Wandert nicht vorbei an der raucherfüllten Stätte, spricht in Donawitz vor (an Samstagen könnt ihr gegen ein kleines Stück Geld einen Blick in diese Hölle werfen) und schaut, wie es beim Hochofen geht, oben auf der Gicht, wo sie Erz und Koks und Stein in den Rachen werfen und unten an der Sohle, wo sie den Abstich bereiten und dann den glühendflüssigen Strom in die Beete leiten, wie sie die kaum verglühten Bäche in Barren schlagen; schaut ins Walzwerk, wo sie die mächtigen Blöcke zu Schienen formen, zu Stangen und Bändern, die Schlangen gleich aus der Enge der Walzenpaare hervorschießen, gefangen von den jungen Walzern, die am Spalt mit ihren Zangen lauern, die Blutschlangen beim Kopf zu erwischen; schauet der Puddler schweißtriefend Werk und verfolgt den Martinprozeß in der mächtigen Halle.

Jetzt setzen sie gerade ein. Ein eisernes Wundertier auf Rädern und Schienen besorgt mühelos diese Arbeit,

dirigiert von dem einen Menschen, der auf dem Hechtischen Einsekwagen thronend mit Hilfe von Hebeln alle Glieder der Maschine in seiner Gewalt hat. Der Martinofen bekommt „gemischte Kost“: Erz, Kalk und Abfalleisen, das alles in eisernen Trögen, den sogenannten Mulden, hübsch vorbereitet ist. Jetzt holt der Mann auf dem Einsekwagen eine Mulde. Eine Hebelbewegung und ein eiserner Arm — die Gabel — wird von dem eisernen Wundertier vorgeschoben und faßt die Mulde an. Im nächsten Moment schon rollt die Einsekmachine zu dem Ofen, der gerade gespeist werden soll. Die schwere Falltür, die den Höllenrachen abschließt, gleitet in die Höhe, die Gabel mit der Mulde hebt sich und schießt dann vor, direkt in den glutigen Schlund, aus dem den Beschauer sengende Strahlen treffen. Im Rachen dreht sich dann die Gabel und schüttet die Zentnerlast der Mulde in das Glutmeer. Sekunden und das Werk ist vollbracht: die Gabel mit der entleerten Mulde ist wieder zurückgezogen, die Tür zum Feuerchlund senkt sich und die Einsekmachine rollt schon wieder fort, neues Futter für den Ofen zu holen. . . .

Der Türklunge aber kann etwas verschmaufen, soweit ihm dies die Hitze auf seinem fünf Meter von der Glutöffnung entfernten Standplatz erlaubt. Die Hitze und das durch die durchlöchernten Platten aufsteigende Kohlenoxydgas! Unter seinem Standplatz sind die Ventile der Gashetzung. Ich trete auf ihn zu.

„Da darfst du aber ordentlich ziehen, Junge!“

Er weiß nicht recht, was er mit mir anfangen soll.

„Wie alt bist du denn?“

„15 Jahre.“

„Und da arbeitest du bei Nacht?“

„Alle müssen wir . . .“

Schon ruft ihn wieder die Pflicht. Ich trete zurück. Der Einsekwagen rollt heran und der Junge zieht und zieht, daß ihm die Adern schier zu bersten drohen. Später habe ich unauffälliger Gelegenheit, einen der beiden Sakaufleger,

welche die Mulden füllen, zu fragen, wie es eigentlich mit der Nachtarbeit dieses Jungen ist.

„Die muß jeder machen. Vom ersten Tag an. Das steht in der Arbeitsordnung.“

„Das will ich mir ansehen. Und worin besteht die Arbeit?“

„Das sehen's ja. Die Tür muß er aufziehen.“

„Wie schwer ist sie?“

„Sieben alte Zentner.“

„350 Kilo also? Das ist doch nicht möglich.“ Ich lache.

„Das kann ein Junge doch nicht erziehen. Nicht einmal ein Erwachsener.“

Jetzt lacht der Sakaufleger.

„Stimmt scho' Wohl, wohl! Kann's aa mancher nit. Das muß g'lernt sein. Hängt wohl a Gegeng'wicht dran, aber im Anfang bringt's ka Bua z'samm'. Des macht die Übung, der Vorteil. Ein ausgewachsener Mensch darf sich gut z'sammenehmen, daß er's aufzieht.“

„Das ist ja eine Barbarei, einem Fünfzehnjährigen solche Nachtarbeit zuzumuten.“

„Stimmt scho'!“ sagt der andere wieder in seiner kurzen Art.

„Aber billig ist's halt. So ein Bub kriegt vierzig Kreuzer für die Nacht und einem Alten müßt' der Oberingenieur doch 90 Kreuzer zahlen oder ein' Gulden.“

„Vierzig Kreuzer?“

„Mit mehr! Da darf er nach vier, fünf Monaten recht schön bitten geh'n, bis er zehn Kreuzer mehr bekommt. Das hängt vom Oberingenieur ab. Wenn er schlecht aufg'legt is, jagt er f' aus.“

„Und wie oft wohl muß er das Türkl ziehen?“

„Des finnt i nit sag'n. 2 1/2 Stund' muß er bei jeder Charge auf sein' Platz bleiben.“

„Dort in der Hitze und im Kohlenoxydgas?“

„Hab'n Sie 's g'rochen?“

„Ja!“

„Des is a Plag für die Bub'n. Und dann kann er mit die Proben fortspringen oder z'sammentehren... Da muß alles sauber sein.“

„Und wann ist er frei?“

„Um 6 Uhr früh, wie wir.“

„Also zwölfstündige Nachtarbeit, bei schwerster körperlicher Plage, bei furchtbarer Hitze und unter der Einwirkung giftiger Gase für den Lohn von vierzig Kreuzern ist das Los eines fünfzehnjährigen Jungen! Wissen Sie, was das ist, lieber Freund?... Mord!“

Ich mußte etwas zu laut geworden sein. Angestlich sah sich der Sklave um, ehe er, mir die Hand reichend, sagte: „Stimmt scho! Es halten's auch die wenigsten aus.“

Und ich hätte es hinausschreien mögen, allen diesen beruhten, feuerumbrannten Sklaven hätte ich zurufen mögen: Das ist Mord! Begangen von Millionären an den ärmsten, mehrlofesten Jungen, um elend schnöden Vorteils willen. Zerreißt die Sklaventetten, seid Männer, duldet nicht, daß man eure Kinder vor euren Augen mordet...

Aber ich blieb stumm und der Junge zog und zog, daß ihm die Adern quollen, und das eiserne Wundertier fuhr hin und zurück, um Speise zu holen und der Sakaufleger füllte wieder die Mulden und der Höllenrachen pfauchte weiter seine Blutstrahlen auf den Jungen...

Am nächsten Tage nahm ich mir die Arbeitsordnung zur Hand und da las ich wirklich im § 2: „Jugendliche Arbeiter werden nur nach vollendetem 14. Lebensjahre aufgenommen... Sie werden, ihrem Alter und ihrer körperlichen Entwicklung entsprechend, bei leichteren Arbeiten in allen Betriebszweigen verwendet und im eigentlichen Hüttenbetriebe, als der Hochofenanlage, der Puddling- und Martinwerke, der Walz- und Hammerwerke, mit regel-

mäßigem Schichtwechsel auch zur Nachtarbeit herangezogen.“

Da stand es also schwarz auf weiß. Der Mord war und ist in voller „Ordnung“. Damit aber nicht ein J-Tüpfelchen an der Gesehlichkeit dieser Mordordnung, die von der „Hüttenverwaltung Donawitz der Oesterr. Alp. Montangesellschaft Bäckström u. P.“ unterzeichnet ist, damit also nicht ein J-Tüpfelchen fehle, ist darunter noch folgender Vermerk:

Bl. 7982.

Gesehen!

K. k. Bezirkshauptmannschaft

Leoben, am 15. April 1903.

Der k. k. Statthaltereirat:

Wickenburg u. P.

Stempel.

Gesehen! schreibt der Herr Graf -- der gegenwärtige Minister des Innern -- darunter. Hat er das Leben gesehen oder nur das beschriebene Papier? In beiden Fällen lud er schwere Schuld auf sich. Er hat den Kindermord der österreichischen Alpinen Montangesellschaft gesehlich gemacht auf Grund der gewissenlosen Ausnahmsverfügung, die gerade in dem härtesten und beschwerlichsten Betriebe -- im Hüttenbetriebe -- Nachtarbeit von Kindern gestattet. Ich weiß nicht, ob der Herr Graf einen 14- bis 15jährigen Buben hat. Hat er ihn, dann schmiede er ihn nur eine Nacht lang an die Türkette beim Martinsofen und lasse sein Kind nur eine Nacht lang ziehen und ziehen, bis ihm die Muskeln quellen und die Adern schier bersten bei dieser „leichteren Arbeit“ -- und am nächsten Morgen wird er durch sein „Gesehen“ einen dicken Strich machen. Und er wird sich selber härter anklagen, als es ein anderer vermöchte...

*

Dem Weißenbach entgegen führt unser Weg zur Höhe. Ewig sich überstürzend, bald gurgelnd und glucksend, bald rauschend und tosend springt der Bach zu Tal, um sich bei Hall, dem mittelalterlichen Tiroler Städtchen, dem Inn zu vermählen. Jetzt hart an ihm, bald wieder etwas abseits kriecht die Straße hinauf, wohlgepflegt und viel beschattet, und mancher schöne Blick zur Linken und Rechten in die Alpenrosenhänge des Borberges und in die verwitterten Schroffen des Bettelwurfgebirges öffnet sich dem Wanderer und lohnt ihn reich. Achte des Weges und plötzlich wirst du eine stille Weggenossin des sprudelnden lärmenden Baches entdecken, der die Menschen im Schoße der Erde ihren Weg gewiesen haben: die Solenleitung, die vom Haller Salzberg kommt. Der bucklige Rain, der gras- und blumenbestanden längs der Straße läuft, birgt die Holz- und Eisenröhren, durch die das salzgesättigte Wasser, die Sole, vom Salzberg im Wildangergebirge in die Sudhütte der Haller Saline geleitet wird, um dort nach Verdampfung des Wassers zum Speisefalz zu werden. Ihr Ursprung ist unser Wegziel. Wir wollen zu den Knappen, die tief drinnen im Berg schaffen, um uns Salz zu geben; wir wollen das Geheimnis des Berges ergründen und auch in das Leben derer schauen, die in seinen Eingeweiden wühlen.

Die Salinenarbeiter Oesterreichs zählen zu den schlechtest gezahlten und zu denen auch, die am wenigsten von der Fürsorge des Arbeitgebers Staat zu spüren bekommen. Gift dies von den Salinenarbeitern im allgemeinen, so gilt dies im besonderen von den Arbeitern der Saline Hall. So hell die Sonne strahlt im Lande Tirol, so hoch und frei die steinernen Wächter zum Aether ragen, es ist noch finster da und dort im Lande und die Sonne der Aufklärung strahlt noch nicht so hell und freudig in die Herzen und Gehirne dieser braven Menschen, wie man es wünschen möchte.

Wirf nun einen Blick ins Herrenhaus und in die dortigen K a s e r n e n z i m m e r und du wirst deine Wun-

der sehen. Einen namentlich während des dort oben achtmonatigen Winters nie gelüfteten Raum, der 17 Menschen zum Schlafen dient — damals wenigstens diente, als ich da oben nach den Dingen sah — magst du entdecken, und in diesem Raum primitivste rohgezimmerte Holzbetten, gefüllt mit „Pratschen“, und nasse Flecken an den Wänden und ein dumpfer Geruch wird dich umfassen, betriffst du ihn. Dann wirst du auch schon ahnen, wie der Staat für die Millionenverdiener sorgt, für jene, dank deren Arbeit er rund 40 Millionen Kronen jährlich aus dem Salzmonopol zieht, und du wirst langsam begreifen lernen, warum die Sterblichkeit der Haller Salinenarbeiter an Tuberkulose doppelt so groß ist, als der österreichische Durchschnitt; denn auch von den Löhnen werden sie dir erzählen, die Haller Salinenflaven, die bei dem mindest entlohnten Arbeiter im günstigsten Falle Kr. 12-60 wöchentlich und bei dem höchst entlohnten Kr. 16-20 wöchentlich ausmachen. Auch in die Mannschafstüchle wirst du schauen und dort erfahren, was an neuer Kraft für solchen Lohn dem Körper zugeführt werden kann, und manches andere wirst du hören, das in dir anklingen wird wie ein Lied aus alten Zeiten, da der Mensch noch Knecht, da er Sklave war, der Botmäßigkeit der paar Mächtigen unterworfen.

Ja, es lohnt sich, da hinaufzusteigen zum Herrenhaus. Nachmittags wanderst du in den Berg. Die offizielle Fremdenführung, der auch du unterworfen bist, gibt nur ein Bild vom Berginnern, von dem technischen Vorgang der Salzgewinnung, nicht aber auch eines von der Arbeit selbst. Kein einziger Bergmann kam uns drinnen zu Gesicht. Trotzdem wir wußten, daß sich ober und unter uns tief drinnen im Berge hundert fleißige Hände regten, um dem Wasser die Wege zu weisen, damit es die Salzlager erreiche und sich dann sättige. Zuerst ging's durch einen langen Stollen, der tiefer drinnen eingerüstet ist, um dem Drucke des Gebirges standzuhalten. Schachte und Schürfe

zweigen bald rechts und links ab; ein aufgelassenes Sinkwerk wird uns gezeigt, das Gebirge lernen wir kennen und endlich auch die Wasserwehren. Dann zweigen wir rechts ab zu dem Erzherzog Johann-Werk. Auf einer ermüdend langen Holzstiege steigen wir 156 Stufen hinab zu dem für den Besuch hergerichteten Werksraum, dessen Mitte der See einnimmt. Hier erst überkommt uns die Bergwerksromantik. Rund um den See führt eine elektrisch beleuchtete Promenade und in der Mitte des Sees ist eine Grotteninsel errichtet, aus deren Gestein auch Glühlämpchen gleich geipenstischen Augen leuchten. Die Decke — der „Himmel“ — schaut tropfnaß zu uns herab. An ihr lecken die Wasserdünste so lange, bis der gesättigte Tropfen in den See fällt, der 70.000 Hektoliter Rauminhalt hat. Auch die Sole bekommen wir zu verkosten und dann nimmt uns ein Bretterfloß auf — auch diese Unterwelt hat ihren Nachen — um uns zur Insel zu bringen. Einige kräftige Stöße mit der Ruderstange und lautlos gleiten wir über den See. Da erhebt der Fährmann seine Stimme und im einfachsten Volksliedton klingt es durch den Werksraum, klagend, wie von wehmütvoller Ergebenheit getragen, das Lied vom Bergmann:

Der Bergmann im schwarzen Gewande,
Einfach und schlicht,
Geht still durch sein Leben,
Man acht' seiner nicht.
Tief unten in der Grube,
Da kämpft er mit Not,
Gräbt Schätze und hat oft
Raum täglich sein Brot.
Doch blickt er zufrieden zum Himmel hinauf
Und ruft aus der Grube sein fröhlich „Glückauf!“

*
Das Ringerl am Finger,
O Braut, steht dir gut
Das Herz voller Rubin,
So rot wie dein Blut.

Das Ringerl am Finger
Verbindet die Wacht, (?)
Wer gräbt dir den Rubin
So tief aus dem Schacht?
Wo nähmst du, o Braut, dein Ringerl wohl her,
Wenn tief in der Grube der Bergmann nicht wär?

*
Der Bergmann schafft Gold
Aus der Grube heraus,
Der Goldschmied bereitet
Die Krone daraus.
Die Krone aufs Haupt
Setzt der Fürst sich mit Glanz,
Den Bergmann, den Armen,
Vergessen sie ganz.

Doch blickt er zufrieden zum Himmel hinauf
Und ruft aus der Grube sein frohes „Glückauf!“

— — — — —
Froh und frei atmest du auf, da du wieder die Sonne grüßen kannst. Den Rucksack auf dem Buckel wanderst du wieder talab, aber vergessen hast du den Bergmann nicht.

*
Und wieder die Straße und wieder der Bach und ihm entgegen wieder der Weg. Da, wo der Hang steiler wird und sich die Tropfenmilliarde förmlich überstürzt, sehen wir lustige Häuschen hingebaut, mit gläsernen Fronten. Fenster an Fenster und dazwischen schmale Wandrippen aus Holz. Ueber dem Parterre zumeist ein Dachstübchen mit kleinen Fensterchen. Den Hang hinauf steht so an dem Wasserlein Haus um Haus, und guckst du fürwichtig durch die Scheiben, so siehst du drinnen im Staube Menschen sitzen, die förmlich eins sind mit den Holzmaschinen vor ihnen . . . Die Glaser mit ihren Radstühlen und die so luftig hingebauten Holzhäuschen mit den gläsernen Wänden, sind die typischen Schleifmühlen.

Kehe ein in diesen Hütten. Ein schöner Willkomm ist dir sicher und du wirfst in eine neue Welt schauen, in



eine Welt, die all die herrlichen Sachen und Säckelchen hervorbringt, die wir gewohnt sind, aus Glas geformt zu schauen, die wir besitzen, im täglichen Gebrauch haben oder zu besitzen streben, weil uns ihre Schönheit reizt, der dafür aber zum Lohn wird das bitterste Elend während eines allzu kurzen Lebens.

„Du, o die Schleifer han a Methusalem: der Seifen-Franz is erscht mit dreißig Juhren gesturben.“ So charakterisiert der Schleiferwitz dieses Elend, und redet er von des „Pfarrers Schleismühl“, so meint er den Friedhof.

Stelle dich hin und sieh nur einmal zu. Da liegen vor dem Ofen einige mächtige schwarze Glasballons. Drei, vier solcher Hohlkugeln sind schon fertig. Ein kleiner, schwächlich aussehender Mann mit schlaffen Wangen dreht im Ofen die Pfeife. Da er sie jetzt heraushebt, hängt an der Pfeife ein Klautsch von Kindskopfgröße. Er rundet den glühenden Körper in einer Kugelform und fährt mit der Hand über die rotglühende weiche Kugel, so wie ein Schneider, wenn er von einem fertiggestellten Rock noch einige Stäubchen entfernen will. Es zischt auf. Seine Eisenhand bleibt unverfehrt. Schon hat er auch diese Hand an der Pfeife, er schwingt den Klautsch, stellt ihn in eine Form und die Pfeife im Munde drehend, bläst er mit vollen Backen hinein.

Der Kindskopf weitet sich bis zur Größe eines Manneskopfes. Rasch nochmals in den Brand. Er dreht und dreht die Pfeife und daran tanzt im Blutmeer die rote Kugel. Raum ist sie zu unterscheiden. Glutton verschmilzt in Glutton! Wieder hebt der Bläser die Pfeife aus dem Feuer. Einige Handgriffe an der Kugel und dann führt er die Pfeife an den Mund. Er dreht und bläst, und die rote Kugel schwillt immer mehr und mehr an. Wie eine Seifenblase am Strohalm, so klebt jetzt tanzend und schwankend die Kugel an der Pfeife. Aber noch immer bläst der Meister in die Pfeife. Seine schlaffen Backen sitzen nun wie Ballons in seinem Gesichte. Die Adern schwillen auf. Jeder Muskel

im Gesichte ist wie versteinert. Die Anstrengung ist auch an der Gesichtsfarbe kenntlich. Durch den braunen Grundton schimmern rote Blutwellen. Immer größer wird die Kugel. Jetzt und jetzt, glaubt man, muß sie zerpringen, wie Seifenblasen in der Luft zerfliegen, wenn die Spannung zu groß wird. Nichts davon! Je größer die Kugel wird, desto mehr flieht die Glutfarbe von ihrer Oberfläche, und jetzt, da der Meister die Pfeife absetzt und, sie leise schwingend, die paar Stufen von der Galerie herabsteigt, um die Kugel zu den anderen zu betten und sie dann von der Pfeife abzuschlagen, jetzt hat die Kugel schon die tiefschwarze glänzende Außenfläche wie die anderen, die bereits am Boden liegen. Das Abschlagen der Pfeife ist höchst einfach. Mit einem Eisenstück fährt er auf der Kugel um den Rand der Pfeife, dann gibt er der Pfeife einen zarten Schlag, und an der Eintrittsstelle der Pfeife in die Kugel entsteht ein offener, ungleichmäßiger Bruch. Die Pfeife ist leicht von den Glasbruchstücken befreit, die noch an ihr kleben. Das alles, von dem letzten Ausheben der Pfeife aus dem Feuer bis zum Abschlagen der Pfeife, ist kaum das Werk einer Minute. Die Lungenminute eines Glasbläfers! Wie viele solcher Minuten kann er wohl aushalten? Und wie viele Stunden seines Lebens muß er wohl für jede solche Minute höchster Anstrengung hergeben? Jetzt, da er die Glaspfeife vom Munde hat, steckt er die Tabakspfeife in den Mund und saugt den heißen Qualm, der ihm wie Kühlung ist, aus dem Rohr. Während er den Klautsch für die nächste Glasugel anwärmt und im Brande dreht, paßt er ruhig den Rauch vor sich hin.

Gehe hin und schaue mit offenen Augen und, heimgekehrt, wirfst du von deiner Ferienfahrt Blicke ins Leben mitbringen, die dir unvergeßlich bleiben müssen und die dich stärken und stärken zum Kampfe, den der denkende Arbeiter führen muß.

Gehe hin und schaue und rede auch, wenn du meinst, daß dein Wort Trost bringt, Hoffnung auf ein Besser-

werden, wenn du meinst, den Weg zeigen zu können, den die Mühseligen hier und anderswo gehen müssen. Der Weg heißt Einigkeit, Zusammenschluß, das Ziel Befreiung von dem Joch.

Nicht die Zahl der zurückgelegten Kilometer bringe heim, sondern erweiterte Einsicht in das vielgestaltige soziale Leben. So wandere!

Und hast du im Rucksack etwas Platz, so stecke dir auch einige Flugblätter ein, einige alte Zeitungen und streue sie als Spur deines Weges. Nach Außergfield im Böhmerwald schickte einmal ein Wiener Proletarier Würste. An seinen Schwager. Die Würste waren in eine sozialdemokratische Zeitung gehüllt. Der „alte Wenzel“ aß die Würste und las die Zeitung, und seither gibt es in Außergfield Sozialdemokraten, seit Jahren eine tüchtige Organisation. Verstehst du, junger Freund? So ein bedrucktes Blatt, in die Einsicht gebracht, wirkt oft Wunder.

Gedankenlos wandern von Einker zu Einker... Haben wir Zeit dazu? Wer seine Zeit versteht und was sie erfordert, wird auch im Genießen seiner Ferienfreiheit ein denkender, nach Einsicht strebender, seinen Idealen treuer Mensch sein. Gedankenlos wandern... Ueberlassen wir es den Philistern. Wir wollen sehend wandern.

*

Einsam wandern! Langsam! Im Schlendergang. Nicht vorwärts drängend und nicht gedrängt! Lieber ein kleines Stück Welt gesehen, dieses aber gründlich. Augen im Kopf für alles, was Mensch heißt und Menschenwerk! Das ist soziales Wandern!

Die junge Welt

„Die junge Welt“ — so wollen wir eine Sammlung von Bändchen nennen, die bei aller Wohlfeilheit doch reiche Sonne und Wärme in die Herzen ihrer Leser tragen sollen. Was der Herausgeber erstrebt, ist dies: dem Proletariat und vor allem der Arbeiterjugend in den festlichen Stunden der Muße

die Freude am Leben und den Willen zur Tat zu kräftigen und zu läutern und in jedem Genießer der Sammlung den sozialistischen Gedanken zu einem immer wirkenden Erlebnis zu erhöhen.

Es erscheinen vorläufig folgende Bändchen:

1. **Soziale Balladen**
Gesammelt von Josef Euitpold Stern
2. **Soziales Wandern**
Von Max Winter
3. **Friedrich Schiller**
Von Engelbert Fernerstorfer
4. **Die Indianer**
Von Hugo Schulz
5. **Flieger**
Von Ingenieur Lanus
6. **Mädchenbuch**
Zusammengestellt von Adelheid Vopy

Jedes Bändchen umfaßt 32 bis 48 Seiten und kostet kartoniert 20 oder 30 Heller.

Wir glauben mit diesem Unternehmen etwas zu bieten, wonach sich vielleicht Tausende Arbeiter und Arbeiterinnen heimlich sehnen: eine Bibliothek, die erfüllt ist von der Schönheit und Wette der neuen Welt.

Der Verlag: **Wiener Volksbuchhandlung.** Der Herausgeber: **Josef Euitpold Stern.**